



Balthasar Kaltner führte die Salzburger Kirche als Erzbischof durch den Ersten Weltkrieg. Das Bild zeigt ihn als Weihbischof 1906 bei der Weihe der Kirche St. Nikolaus in Oberndorf. BILD: SN/ARCHIV DER ERZDIOZESE SALZBURG

Der schnelle Schwenk der Bischöfe

Vor hundert Jahren ging die Donaumonarchie unter.

Warum sich die habsburgtreue Kirche so schnell auf die neuen Machtverhältnisse einstellte.

THOMAS HÖDLMOSE

Im Oktober 1918 zeichnete sich das Ende von 640 Jahren Habsburgerherrschaft ab. Am 12. November wurde die Republik ausgerufen. Die Kirche, seit jeher eng mit dem österreichischen Herrscherhaus verbunden, arrangierte sich erstaunlich schnell mit den neuen politischen Verhältnissen. Warum? Darüber sprachen die SN mit dem Salzburger Theologen Dietmar Winkler.

SN: War der schnelle Schwenk der Kirche zur Republik überraschend?

Winkler: Eigentlich schon. Wenn man davon ausgeht, dass die Bischöfe Österreichs noch am 4. August 1918 ein umfangreiches Hirten Schreiben erlassen haben, in dem sie die Treue zum Herrscherhaus Habsburg geschworen, demokratische Strömungen als nicht christlich interpretiert und „Gehorsam gegen die von Gott verordnete Autorität“ verlangt haben. Für die österreichische Kirche war der Untergang der Monarchie geradezu eine Tragödie. Der gesamte Episkopat hatte ja noch den Treueeid auf den Kaiser abgelegt. Erst als Kaiser Karl auf die Staatsgeschäfte verzichtete, wagten es die Bischöfe, den neuen Staat Deutsch-Österreich zu unterstützen, weil ja der Kaiser nun „seinen Völkern“ die selbstständige Entwicklung eröffnete.

SN: Im August 1918 hatte es im Hirtenbrief noch geheißt, der Krieg sei ein „Gebot“ gewesen, um den „jahrhundertalten Besitzstand“ zu wahren. Wenige Monate später hat die Kirche die Republik sogar theologisch gerechtfertigt. Wie haben die Bischöfe das argumentiert?

Der Schwenk ging ziemlich schnell. Im Hirtenbrief vom Jänner 1919 begründeten die Bischöfe die Demokratie theologisch mit Thomas von Aquin: Das beste Mittel, um Frieden zu erhalten, sei die Teilnahme möglichst aller an der Regierung.

SN: War der Schwenk 1918 Diplomatie? Oder war es eine vom Episkopat verordnete Wendehals-Politik?

Ich würde zwei Seiten sehen: eine theologische und eine praktische. Theologisch erscheint der Episkopat opportunistisch. Hatten die Bischöfe im August 1918 noch die Monarchie als gottgegebene Ordnung dargestellt und die Souveränität des Volkes als „falsche Idee“, war man fünf Monate später bei der Demokratie mit Thomas von Aquin angekommen. Praktisch hat man sich mit den neuen Gegebenheiten abfinden müssen.

SN: Ist die Bibel so flexibel, dass man damit jedes Regime rechtfertigen kann? Auch eine Diktatur?

Der Kernsatz, der herangezogen wird, stammt von Jesus im Matthäusevangelium: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist.“ Der Bibeltext muss so im jeweiligen staatspolitischen Kontext verantwortungsvoll und immer neu gedeutet werden. Der Kirche geht es um die Frage: Unter welchen Bedingungen kann das Evangelium bestmöglich verkündet werden? Man darf dabei aber nicht die theologische Glaubwürdigkeit verlieren.

SN: Aber Jesus war ja auch kein Diplomat. Er hat sich gerade mit den Mächtigen angelegt.

Es gibt natürlich genug Personen in der Geschichte, die ein radikales Zeugnis ihres Martyriums abgelegt haben, im 20. Jahrhundert zum Beispiel Maximilian Kolbe oder Franz Jägerstätter. Für die Kirchenleitung stellt sich, etwa in einem diktatorischen Regime, die Frage: Gehen wir in die Auslöschung oder versuchen wir, die Botschaft des Evangeliums trotzdem weiterzuerzählen – auch unter widrigsten Umständen. Das ist eine Zwickmühle. Die ultimative Zeugenschaft hat die Kehrseite, dass irgendwann niemand mehr da ist, der weiterhin das Evangelium verkündigen könnte.

SN: Salzburgs Erzbischof Balthasar Kaltner war weniger kriegsbegeistert, erblickte die vielen Gefallenen. Gab es da ein Ost-West-Gefälle in der Kirche?

Kaltner hatte Salzburgs Kirche durch den Ersten Weltkrieg zu führen und war distanzierter. Er hat relativ realistisch gesehen, wie grausam der Krieg war. Nach seinem Tod im Juli 1918, während der Sedisvakanz, hat Kapitelvikar Alfred Pey schon am 4. November einen glühenden Aufruf an den Salzburger Klerus gerichtet, man wolle dem neuen Staat

Deutsch-Österreich eine kräftige Stütze sein. Dieser Aufruf ist umso bemerkenswerter, weil zu diesem Zeitpunkt die kaiserliche Regierung noch existierte und Kaiser Karl auch noch nicht abgedankt hatte.

SN: Wäre es ein Erfolgsrezept, wenn die Kirche in manchen Fragen auch heute mit der Zeit ginge? Etwa, wenn es um die Zulassung von Frauen zum Priesteramt geht?

Es ist selbstverständlich wichtig, die Kirche upzudaten, aber theologisch begründet und verantwortungsvoll. Wir sehen ja gerade jetzt Spannungen in der katholischen Kirche. Papst Franziskus ist ein Papst, der hinausgeht, der auf Arme zugeht, auf Flüchtlinge, der Auswege aus pastoralen Sackgassen sucht, wie etwa die Kommunion für wiederverheiratete Geschiedene. Innerkirchlich wird er auch massiv angegriffen für diesen Weg, der meiner Ansicht nach der richtige ist. Das heißt aber nicht, sich zu drehen wie ein Fähnchen im Wind. Es heißt, ganz klar die Zeichen der Zeit zu erkennen und zu schauen: In welchem historischen Kontext befinde ich mich? Da kann es sehr wohl notwendig sein, überkommene Formen in Fragen des Amtes und der Pastoral zu überwinden.

SN: Und was bedeutet das für die Rolle der Frau in der Kirche?

Papst Franziskus hat eine eigene Kommission eingesetzt, um das Diakonat der Frau historisch zu untersuchen. Wir haben in Salzburg an der Theologischen Fakultät unter meiner Leitung bereits ein diesbezügliches Forschungsprojekt durchgeführt. Das Ergebnis: Wir hatten das Diakonat der Frau in der alten Kirche. Wir hatten in der Ost- und der Westkirche Äbtissinnen, die Diakoninnen waren. Die Frage, die bleibt, ist: Was hat dieses Diakonat beinhaltet? War es deckungsgleich mit dem Diakonat der Männer heute? Es gilt, theologisch verantwortungsvoll aus der Tradition zu schöpfen und angstfrei Neues zu denken. Das ist der Weg des II. Vatikanischen Konzils.

Dietmar Winklers Forschungsergebnisse zu Salzburgs Kirche in den Umbruchsjahren 1918/19 erscheint im November in dem Band „Salzburg 1918–1919: Von Kronland zum Bundesland“ (Schriftenreihe des Forschungsinstitutes für politisch-historische Studien der Dr.-Wilfried-Haslauer-Bibliothek, Band 68).



Dietmar Winkler ist Professor für Patristik und Kirchengeschichte in Salzburg. BILD: SN/HÖDL